

Digitales Brandenburg

hosted by Universitätsbibliothek Potsdam

3. (2. ordentliche) Versammlung des XVII. Vereinsjahres.

eines guten Vorbildes verbunden mit der Entwässerung einer sumpfigen Gegend nahe legte, eine Nachahmung, die straßenweise sich getreu an die holländischen Originale anlehnt und so erhalten zu werden verdient. In diesem Viertel steht auch der unter dem Namen „Tabakshäuschen“ bekannte, vom König als ein Rendezvous für die Offiziere angelegte Pavillon, der zu Unrecht in den Ruf gekommen ist, daß er jemals das berühmte Tabakskollegium beherbergt habe. (Dessen historisch beglaubigten Versammlungsraum hatte man am Vormittage schon im Stadtschloß gezeigt erhalten.) — Damit war im wesentlichen das Programm des Besuches in Potsdam erledigt; doch trennte man sich erst nach Stunden geselligen Zusammenseins von den Potsdamer Freunden, die mit so außerordentlicher dankenswerter Gefälligkeit und so viel Sach- und Geschichtskennntnis die Führung übernommen hatten.

Aus dem „Reichsanzeiger“ (No. 130) von A. Förster.

3. (2. ordentliche) Versammlung des XVII. Vereinsjahres.

Sonnabend, den 16. Mai 1908, abends 7 $\frac{1}{2}$ Uhr im Bürgersaal
des Rathauses.

Vorsitzender Herr Geheimrat Ernst Friedel. Von demselben rühren die Mitteilungen zu I bis X und XII bis XXV her.

A. Allgemeines.

I. U. M. Pastor emer. Zimmermann früher in Nieder-Görsdorf, jetzt in Jüterbog, hat sich für seine Ernennung zum korrespondierenden Mitglied freundlichst bedankt.

II. Zur Einweihung der Klosterkirche in Neu-Ruppin liegt eine Einladung zum 12. Juni d. J. vor. Als wir das ehrwürdige Gotteshaus am 1. September v. J. besichtigten, war der Umbau noch nicht vollendet. Wie Sie sich entsinnen, sind die zwei spitzen hinzugefügten Türme weithin sichtbar und erhöhen den Eindruck des Stadtbildes in der Ferne.

III. Am heutigen Tage begeht der angesehene Naturwissenschaftliche Verein zu Frankfurt a. O., begründet 1883, sein 25-jähriges Stiftungsfest. Aus der Festschrift wollen Sie die Entwicklung des Vereins ansehen. Wir haben freundlichst Glück gewünscht, Herr Professor Dr. Matzdorff, unser Ausschußmitglied, wird unseren freundlichen Empfindungen auch mündlich Ausdruck geben.

B. Persönliches.

IV. Die Hinterbliebenen unseres Ehrenmitgliedes Karl Möbius, bestattet auf dem Luisen-Friedhof zu Westend-Charlottenburg, haben sich für den gespendeten Kranz mit Ehrenscheife verbindlichst bedankt.

V. Herr Hermann Arendts, Ehrenbürger der Stadt Müncheberg ist am 15. d. M. im 82. Lebensjahre verstorben. Wir gedenken seiner bedauernd und gern an dieser Stelle, weil er zu den Mitbegründern des dortigen reichhaltigen Ortsmuseums und des Müncheberger Vereins für Heimatkunde gehört.

C. Naturgeschichtliches und Technisches.

VI. Über die ungewöhnlichen Witterungsverhältnisse des Jahres 1907 hierorts und in vielen Teilen Deutschlands macht Dr. Ruhemann in der Berliner Klinischen Wochenschrift folgende auch im heimatkundlichen Interesse beachtenswerte Angaben. In Berlin sind wir i. J. 1907 um fast 100 Stunden Sonnenschein verkürzt worden, da durchschnittlich am Tage die Sonne nur 4 Stunden 17 Minuten 26 Sekunden gelehnt hat, obwohl sie nach dem Durchschnitt der Jahre 1893 bis 1904 zu 4 Stunden 33 Minuten 12 Sekunden verpflichtet ist. Die Differenz von einer guten Viertelstunde täglich erscheint auf den ersten Blick geringfügig, sie ist es indessen nicht im Haushalt der Natur, und da der Mangel sich noch immer bemerkbar macht, so ist auch mit dieser Dauer zu rechnen. Der fehlende Sonnenglanz wird nun zur Erklärung der ungewohnten Heftigkeit herangezogen, mit der die Diphtherie und die Influenza in diesem Winter auftraten. Diese Annahme wird zum Teil durch die neuesten Veröffentlichungen des Kaiserlichen Gesundheitsamts bestätigt, nach denen die Diphtheriefälle vom August bis Ende Dezember v. J. auf das dreifache gestiegen sind. Es ist jedoch bemerkenswert daß die Erkrankungen der Atmungsorgane, zu denen man auch Diphtherie, Influenza und Keuchhusten zählt, im Vorjahre keine wesentlich größere Sterblichkeit als in den Jahren 1906 und 1905 verursacht haben. Dieses ist ein Beweis dafür, daß eine trübe Witterung wohl die gesundheitlichen Verhältnisse verschlechtert, aber entweder auf die Sterblichkeit erst nach längerer Dauer oder überhaupt nur in beschränktem Maße Einfluß erlangt. Ganz anders stellt sich die Wirkung ausgiebiger Sonnenstrahlung und hoher Temperaturen dar. Es bedarf dann nach alter Erfahrung kaum einer Woche, um eine geradezu erschreckende Sterblichkeit, und zwar vorzüglich unter den Kleinsten der Kleinen, hervorzurufen. Befördert die kühle Witterung auch die Krankheiten der Atmungsorgane, so wirkt sie doch in starkem Maße hemmend auf die Entwicklung von Krankheiten der Verdauungsorgane. Diesem Umstande haben wir es zu ver-

danken, daß das Jahr 1907 eine so außerordentlich niedrige Sterblichkeit ergeben hat, wie sie bisher noch nicht beobachtet worden ist. Die Sterblichkeit in den 342 größten Orten des Deutschen Reiches, die etwa ein Drittel der Gesamtbevölkerung umfassen, betrug im vorigen Jahre nur 17.1 auf je tausend Einwohner gegen 17.5 im Jahre 1906, 18.6 im Jahre 1905 und 23.6 im Jahre 1892. Seit diesem Zeitpunkte ist also die Sterblichkeit um mehr als ein Viertel gesunken. Die günstigeren Verhältnisse haben sich besonders unter den Säuglingen geltend gemacht, deren Sterblichkeit sich in diesen 16 Jahren um 29 v. H. verringert hat; aber auch die höheren Lebensalter sind nicht leer ausgegangen, denn die Verminderung beläuft sich bei ihnen noch auf etwa 24 v. H.

VII. Alte neolithische Funde aus Norwegen, interessant, weil das Zusammenleben des Menschen mit verschiedenen Tieren aus so alter Zeit in Norwegen noch wenig beachtet wird. Man vermutet, daß sie der Tapes-Periode d. h. der nacheiszeitlichen Epoche angehören, für welche die Muschel *Tapes pullusta* u. a. Konchylien des Atlantischen Ozeans und der Nordsee als Leitfossilien anzusehen sind. Der norwegische Archäologe A. W. Brögger berichtet in der Zeitschrift „Naturen“, daß man in den Erdmassen von Svarthaal auf Reste von Tiergerippen gestoßen ist, die einzig in ihrer Art sind. Wohl lassen die zutage geförderten Knochen darauf schließen, daß viele der Tierarten aus jener Zeit denselben Arten angehörten, wie die, die anderwärts in Europa gelebt haben; allein darunter fanden sich auch Knochen von eigenartigen Hirschen und Bibern, von deren Existenz man bisher noch nichts wußte. Die Überbleibsel der Gerippe von Bären, Waldmarder und Elchen beweisen, daß die Berge damals viel reicheren Waldbestand hatten. Merkwürdig ist, daß man auch das Vorkommen von grönländischen Seehunden feststellen kann, überraschend aber ist es, daß Wildschweine und Marder in der ältesten Steinzeitperiode da gelebt haben. Die Hunde scheinen damals bereits zahme Haustiere gewesen zu sein, die man auch schlachtete und verzehrte. In einer Höhle entdeckte man Knochenteile von Vögeln, die 28 Arten angehörten, von denen 22 Schwimmvögel gewesen sein mußten. Das deutet darauf hin, daß man schon damals Jagd auf Vögel machte und nach deren Eiern suchte. Diese Funde gestatten keinesfalls den Schluß, daß die Bewohner dieser Gegend Menschenfresser gewesen sind. Menschliche Gebeinreste sind bislang nicht entdeckt. Aus dem Gerölle zog man zehn Fischangeln, Bruchstücke von Harpunen, die Einschnitte für Steine zum Werfen hatten, Nadeln aus Knochen und andere spitze Geräte sowie Hausgegenstände aus Ton hervor. Brögger hält dafür, daß in Norwegen bisher noch kein Fund gemacht worden ist, der solche weittragende Bedeutung hatte, wie der hier erwähnte.

Diese Nachrichten klingen leider noch etwas dunkel, es fehlen Erdschichtenprofile, Messungen u. dgl. Dies wird wohl alles noch veröffent-

licht werden. Aber auch trotzdem ist die Mitteilung, die wir u. M. Herrn Dr. Friedrich Solger verdanken, erwähnenswert.

VIII. Unser unermüdlich forschendes und findiges korresp. M. zu Brüssel, Herr Konservator August Rutot, hat die Ihnen vorgelegten vier kleineren archaeologischen bzw. geologischen Schriften eingereicht.

a) *Un terrible Secret*. In dieser feinironischen Veröffentlichung weist er die gegen die sogenannten Eolithe gerichteten unberechtigten Angriffe der Herren Mayet, Laville, Boule und insbesondere Obermaier zurück.

b) *Sur l'âge des squelettes néolithique d'Obourg et de Strépy* (1907). Über das Alter der Gerippe neusteinzeitlicher Arbeiten, welche systematisch die Flintlager ausbeuteten und dabei anscheinend in der Baugrube verunglückten.

c) 1. *La poterie pendant l'époque troglodytique*. — 2. *A propos des pseudoéolithes de Cromer*. (Sitzung der vorgeschichtlichen Gesellschaft von Frankreich, 26. Dez. 1907, Le Mans 1908). Schon vor Jahrzehnten machte der Direktor des Brüsseler Geol. Museums Eduard Dupont darauf aufmerksam, daß in den diluvialen Höhlen Töpferware vorkam. Er bildete u. a. aus dem Trou du Frontal bei Furpooz eine Kugelamphore mit durchbohrten Henkelchen ab. Lange Zeit hielt man diese keramischen Spuren als späteren Zeiten angehörig. Jetzt weist Rutot nach, daß in einer ganzen Anzahl von belgischen Höhlen wohlstilisierte Gefäßreste vorkommen, welche teils dem obern Aurignacien, teils dem mittleren Magdalénien angehören. Herr Dupont hat bei seinen Ausgrabungen vorsichtigerweise Schichtenprofile an Ort und Stelle stehen lassen, welche eine Nachprüfung in dem eben erwähnten stratigraphischen Sinne ermöglichten. Es ist übrigens sonderbar, daß gegen das Ende des Magdalénien und während des größeren Teils der Jungsteinzeit, wenigstens in Belgien, eine künstlerische Dekadenz in der Keramik zu beobachten ist. — In der 2. Abteilung bekämpft Rutot die Einwendungen, welche Boule gegen die anthropologischen Beziehungen der Eolithe aus den bekannten palaeolithischen Lagern von Cromer erhebt, indem er reine Meeresgerölle mit vom Wasser deformierten Eolithen und mit nicht-deformierten Eolithen in bekannter Manier unkritisch durcheinander mengt.

d) In dem Bulletin der Anthrop. Ges. zu Brüssel (Tome XXV, 1906, Brüssel 1907), bespricht Rutot mehrere Gegenstände, den Kongreß von Monaco, Schweinfurths palaeolithische Entdeckungen in Sizilien, in Tunis u. dgl.

IX. Professor Dr. Breslich: Veranstaltungen der Stadt Berlin zur Förderung des naturwissenschaftlichen Unterrichts in den höheren Lehranstalten 1907 bis 1908. Ich stelle

Ihnen zur Entnahme dieser auch in heimatkundlicher Beziehung nicht selten recht wertvollen Veröffentlichungen zwanzig Exemplare zur Verfügung und mache u. a. aufmerksam auf die biologischen Ausflüge unsers korresp. M. Professor Dr. Eckstein bei Oranienburg und bei Eberswalde, sowie auf K. Osterwalds Bryologische Exkursionen, welche die Reichhaltigkeit unserer engeren Gegend (Kalkberge, Buch, Chorin) an Moosen bekunden.

X. Daran schließe ich ein Heftchen unserer geschätzten Pilzkennerin Frau Berta George, Friedenau, Lauterstraße 32: „Einfachste und praktische Zubereitungsart der eßbaren Pilze.“ — Da die vorjährige von Frau George geleitete Exkursion großen Anklang gefunden und vieles Nützliche geleistet hat, sowohl auf dem Gebiet des Sammelns und Erkennens der eßbaren Pilze als auch bezüglich deren kulinarischer Verwendung, so soll eine zweite dergleichen Exkursion am 1. September d. J., vielfach vorgebrachten Wünschen entsprechend, stattfinden.

XI. Herr Professor Dr. Nickel, Frankfurt a. O., Fürstenwalderstraße 54, teilt uns folgende interessante palaeontologische Berichte mit.

Die Mammutrestfunde am Gehänge des Odertals von Frankfurt bis zum Thorn-Eberswalder Haupttal. Nach dem gleichartigen Aufsatz desselben Verfassers mit Genehmigung der Redaktion der Märkischen Blätter der Frankfurter Oder-Zeitung, abgedruckt aus Nr. 110 vom 10. Mai 1908 nebst einigen Erweiterungen. Vergl. auch: Geologische Ausflüge in Frankfurt a. O. und seine Umgebung von demselben Verfasser, Frankfurt a. O. 1906, Waldowsche Buchhandlung.

In unserem Diluvium werden bekanntlich seit Jahrhunderten Überreste vom Mammut und den anderen großen Säugetieren der Interglazialzeit gefunden. Ohne diese Funde oder ohne Kenntnis von solchen ist es oft sehr schwer, die geologische Altersstufe unserer Diluvialschichten zu bestimmen. Auch bei der geologischen Aufnahme der Umgegend von Frankfurt a. O. (1903) mußte das geologische Alter vieler Eiszeitablagerungen aus dem obigen Grunde noch unbestimmt gelassen werden. Ich habe mich deshalb bemüht, erstens die Kenntnis von früher gemachten Interglazialfunden zu erlangen und zweitens wiederholt solche Aufschlüsse aufgesucht, in denen die Auffindung der genannten Leitfossilien zu erwarten war. In beiden Richtungen sind Erfolge zu verzeichnen. Nach der Gesamtheit der Funde dürfen wir jetzt annehmen, daß ebenso wie bei dem Spreetal von Berlin bis Rixdorf und Britz und dem Haveltal zwischen Potsdam und Brandenburg bei Phöben (Blatt Ketzin) nach der Haupteiszeit am Gehänge des heutigen Odertals oder mit anderen Worten an den Ufern der Eiszeitoder und den Ufern ihrer Zuflüsse von Frankfurt a. O. bis zum Oderbruch durch Anschwemmungen Interglazialschichten mit den genannten „Leitfossilien“ entstanden, daß diese Schichten aber zum großen Teile wieder durch die jüngste und

letzte Eiszeit zerstört worden sind. Aus ihrem Material bildeten sich z. T. die Schichten des Rixdorfer Niveaus, die sich am ganzen Odergehänge rechts und links von der Oder bis zum Oderbruch nachweisen lassen.

Am östlichen Odergehänge sind in der Nähe der Stadt Frankfurt a. O. zwei Fundstellen zu verzeichnen. Besonders ergiebig erweist sich die große Kiesgrube bei dem Zugang zum Kleistturm und zum früheren Forsthaus Hängebusch. Dort sind in den Jahren 1903 bis 1906 fünf Funde gemacht worden: 2 Backenzähne vom Mammut und ein Stück vom Stoßzahn. Außerdem sind noch im April 1906 2 Stück Knochen von einem großen Eiszeittier gefunden worden. Auch diese Funde sind in die Privatsammlung von Herrn S. übergegangen und müssen noch bestimmt werden. Die nächste Stelle liegt etwa 800 Meter südlich von der genannten Kiesgrube in der jetzt verlassenen Seyfartschen Kiesgrube an der Drossener Chaussee neben dem Judenkirchhof. Dort wurde in den fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts ebenfalls ein Stück Stoßzahn vom Mammut gefunden und durch den verstorbenen naturwissenschaftlichen Oberlehrer des hiesigen Realgymnasiums Herrn Riedel dem mineralogischen Museum der Berliner Universität überwiesen. Die nächste Fundstelle, die mir bis jetzt am östlichen Odergehänge bekannt geworden ist, liegt schon ziemlich weit von Frankfurt entfernt, in der Nähe von Cüstrin. Es handelt sich um die große Kiesgrube bei Göritz, aus der früher jahrelang ganze Eisenbahnzüge voll Kies herausgeholt worden sind. Dort wurde vor etwa 20 Jahren ebenfalls ein Stück von einem Mammutstoßzahn aufgefunden und durch Herrn Bergrat von Gellhorn dem Museum des Naturwissenschaftlichen Vereins in Frankfurt a. O. überwiesen. Auch gegenüber von Göritz am linken Gehänge des Odertals wurde in den Kiesgruben von Seelow schon vor Jahrzehnten ein Mammutstoßzahn aufgefunden und dem Museum in Müncheberg übergeben.

Die nächste Stelle am Oderlauf mit umfangreicher Kies- und Geschiebegewinnung liegt schon viele Kilometer nördlich von Göritz. Es sind die Kiesgruben am Bahnhof Oderberg-Bralitz. Nach den Erläuterungen zu dem geologischen Blatt Oderberg sind dort, sowie noch weiter nördlich bei Hohensaathen ebenfalls Überreste von diluvialen Säugetieren gefunden worden, allerdings in stark abgerolltem Zustande. Von diesem nördlichsten Punkt des Oderlaufs, der hier für uns in Betracht kommt, wenden wir uns gleich zu dem südlichsten Punkt des westlichen Odergehanges in der Nähe von Frankfurt, an dem ein Mammutrestfund zu verzeichnen ist. Wie die großen Kiesgruben bei Göritz vorzugsweise im Interesse des Bahnbaus und der Gleisedecke aufgeschlossen wurden, so sind auch früher südlich von Frankfurt die großen Kiesvorräte von Tzschetzchnow durch Anschlußgleise für denselben Zweck in Anspruch genommen worden. Es wurde dabei die Hälfte eines

Mammutbackenzahns aufgefunden. Das Stück befindet sich in einer Privatsammlung. Zwischen Tzschetzschnow und Frankfurt stößt an das Odertal eine Seitenfurche: das Diluvialtal Langer Grund, an dem zahlreiche Kiesgruben liegen, die früher ebenfalls Bahnanschluß hatten. Dort ist bei den Schwedenschanzen im Jahre 1898 ein Mammutbackenzahn gefunden worden, desgleichen ein stark abgeschliffener Wildpferdzahn. Von Rosengarten, der ersten kleinen Station der Eisenbahnstrecke Frankfurt a. O. - Berlin erstreckt sich bis an das Odertal bei Frankfurt eine 6—7 km lange Grundmoräne. Das Gesamtgefälle beträgt trotz der geringen Entfernung etwa 40 Meter gegenüber dem Plateaurand bei Frankfurt, also nur 9 Meter weniger als das Gesamtgefälle der Oder in ihrem märkischen Teile. Während das „Interglazial“ am Nordrande der Rosengarten-Frankfurter Grundmoräne mit mehreren aus der Mendeschen Ziegelei stammenden Funden von Wildpferdüberresten u. a. schon seit mehreren Jahren bekannt ist, wurde das Interglazial am Südrande in der Gelben Presse erst neuerdings in meiner Gegenwart bei Gelegenheit eines geologischen Schülersausfluges nachgewiesen. In dem geschichteten Diluvium fanden wir dort außer einer Reihe von Wildpferdzähnen auch mehr oder weniger gut erhaltene Überreste von Weichtierschalen, deren Bestimmung noch aussteht. Während an den bezeichneten Stellen Mammutüberreste bis jetzt nicht aufgefunden worden sind, ergaben die Erdarbeiten am Nordrande der Rosengarten-Frankfurter Grundmoräne weiter östlich vom Interglazial der Mendeschen Ziegelei im Gebiet der Kaiserstraße bei Frankfurt im September 1905 wenigstens eine Platte von einem Mammutbackenzahn, die sich in meiner Sammlung befindet.

Neuerdings sind mir vom westlichen Odergehänge äußerst interessante Funde übergeben worden. Ich verdanke dieselben der Liebesswürdigkeit von Herrn Fabrikbesitzer Voigt, für dessen Kalksandsteinfabrikation am Odergehänge in der Cüstrinerstraße gewaltige Sand- und Kiesmengen abgetragen worden sind. Daneben findet sich ein gleichartiger Aufschluß der hiesigen Gasanstalt, dem für den Neubau der Gasanstalt am Oderufer zur Aufschüttung des Geländes gewaltige Sandmassen entnommen worden sind. Schon früher wurden in dem Aufschluß der Kalksandsteinfabrik tief in den Sandschichten kleine Knochenreste gefunden. Jetzt fanden sich aber etwa 10 Meter unter der Erdoberfläche Knochenüberreste eines riesigen Eiszeittieres. Der obere Gelenkkopf des gewaltigen Schienensbeins läßt sich deutlich erkennen. Außerdem liegen neben vielen Knochensplintern*) noch größere Bruchstücke eines starkwandigen großen Röhrenknochens vor.

In dem Vorstehenden habe ich den Versuch gemacht, eine größere Anzahl von einzelnen Beobachtungen in großen Zügen zu einem Gesamt-

*) Einer derselben stammt von dem benachbarten Aufschluß der Gasanstalt.

bild über die diluviale Oder zu verwerten. Im einzelnen wird später noch manches nachzutragen und zu erweitern sein. Eine Erweiterung ist naheliegend. Als Fortsetzung der diluvialen Oder müssen wir für den Zeitraum, bevor sie sich den Weg in das baltische Gebiet bahnte, den links von der Oder liegenden Teil des Thorn-Eberswalder Haupttals ansehen. In den geologisch viel untersuchten Kiesgruben von Eberswalde sind durch die interessanten Untersuchungen von G. Krause Interglazialreste und die ersten Beweise für das Vorhandensein des diluvialen Menschen in unserer Gegend erbracht worden. Es fanden sich dort ein bearbeitetes Bruchstück von einer Ulna einer Bosart und eine Renntierstange, die am proximalen Ende gerade abgeschnitten war. Auch unser hiesiges naturwissenschaftliches Museum in der Oderstraße birgt unter den diluvialen Funden einen Zahn aus Eberswalde, der 1899 von dem Herrn Bahnmeister Köttke dem Museum überwiesen ist und in den Listen des hiesigen Naturwissenschaftlichen Vereins bisher irrtümlich als Mastodonzahn verzeichnet war. Auf meinen Wunsch wurde mir der Zahn vom Vorsteher der Sammlungen, Herrn Klittke, bereitwilligst zur Besichtigung herausgegeben. Ich stellte fest, daß es sich nicht um einen Mastodonzahn, sondern um einen Equusbackenzahn, wahrscheinlich um einen Wildpferdzahn handelt. Ich werde versuchen nachträglich über die Fundstelle Genaueres zu ermitteln und für jede Mitteilung, die mir aus dem Leserkreis meiner Abhandlung für mein Thema zugeht, sehr dankbar sein.

Die Brandenburgia ist Herrn Nickel um so dankbarer für seine Mitteilungen, als sie Gegenden, über die wenig palaeontologisch bekannt geworden ist, betreffen.

XII. Herr Professor Dr. Max Verworn in Göttingen, einer der hervorragendsten und glücklichsten Forscher auf der schwierigen und viel zu wenig beachteten Grenzgebieten zwischen Natur- und Kulturgeschichte, hat die Güte einen Separatabzug seines berechtigtes Aufsehen erregenden Vortrags mitzuteilen, welche unter dem Titel: „Zur Psychologie der primitiven Kunst“ in der Naturwissenschaftlichen Wochenschrift N. F., VI. Bd., 1907, abgedruckt wurde.

Ich habe auf diesen Artikel, nachdem er erschienen war, in der Brandenburgia seinerzeit zuerst aufmerksam gemacht und auch seither vielen Mitgliedern gegenüber bezüglich der merkwürdigen Feststellungen Verworns geäußert. Bis vor kurzem war ganz allgemein die Vorstellung verbreitet, daß die einfachen gewissermaßen symbolischen Zeichnungen, wie sie unsere kleinen Kinder von Menschen, Tieren, Bäumen, Häusern u. dgl. mit ein paar unbeholfenen Strichen herstellen, Äußerungen des ureigentlichen primitiven Menschentums seien und wir haben wohl fast alle dieser Vorstellung um so mehr gehuldigt, als ja die bekannten Felsenzeichnungen der Wikingerzeit und die primitiven Zeichnungen auf den

noch älteren, nicht minder weit bekannten Gesichtsurnen, endlich die Zeichnungen und Skulpturen mancher heutiger Wildenstämme mit den künstlerischen Erzeugnissen unserer entlegensten Kindeszeit mitunter merkwürdig übereinstimmen.

Allein Verworn erweist an der Hand der Höhlenzeichnungen und Schnitzereien aus der Mammut- und Renntierzeit, daß der palaeolithische Höhlenmensch bereits ganz andere, viel realistischere und uns modern künstlerisch anmutende graphische und plastische Künste betrieb. Deshalb diese vortreffliche Urkunst, zu der ich auch die von mir unter Nr. VIII dieses Protokolls erwähnten künstlerisch wohl gelungenen Gefäße rechne, verfallen und verschollen ist, wissen wir noch nicht. Diese älteste, der Natur abgelauschte Kunst, die von einigen modernen Naturvölkern, z. B. den Buschmännern geübt wird, nennt Verworn physioplastische Kunst und die erst erwähnte Kunst des Kindes, der Gesichtsurnenverfertiger und mancher moderner Wildenstämme nennt er ideoplastische Kunst, weil hier nicht die wirkliche Natur reproduziert wird, sondern nur die Vorstellung (die Idee) derselben.

Die Theorie Verworns, auf die wir noch öfters zurückkommen werden, ist von vielen interessanten Abbildungen begleitet und wird als ein wichtiger Markstein psychologisch-anthropologischer Forschung fortan angesehen werden müssen. Wenn Sie übrigens die Geschichte der ägyptischen Hieroglyphen sich vergegenwärtigen, dann werden Sie sehen, wie die ursprünglich physioplastische Schriftkunst sich im Laufe der Jahrtausende in vollkommen ideoplastische Schriftkunst verändert hat.

Weiter lege ich vor 2 Arbeiten Verworns, die im Korresp.-Blatt der Deutschen Anthropol. Gesellschaft, XXXIX. Jahrg. 1908, abgedruckt sind: über das altsächsische Gräberfeld von Grone bei Göttingen, über die vielerörterte Kulturstufe von Taubach bei Weimar, mittleres Interglazial, in welchem Dr. Hans Hahne zurzeit, mit Unterstützung aus dem Vermächtnis des Dr. Fedor Jagor, Ausgrabungen vornimmt und über mehrere mit Herrn Rutot nach Belgien, außerdem nach den südfranzösischen Renntierhöhlen unternommene Ausflüge.

Endlich legen Ihnen die ebenfalls von mir herungereichten Sitzungsberichte des angesehenen Anthropologischen Vereins zu Göttingen 1906 und 1907 Zeugnis von den eifrigen vielseitigen Studien dieser wissenschaftlichen Vereinigung ab.

XIII. Herr Georg E. F. Schulz, Friedenau, Hertelstraße 1, überreicht die ersten vier Hefte seiner im Verlag von Paul Parey, Berlin SW. 11, erscheinenden „Natururkunden. Biologisch erläuterte photographische Aufnahmen freilebender Tiere und Pflanzen.“

Heft 1 Vögel 1. Reihe; Heft 2 Pflanzen 1. Reihe; Heft 3 Pflanzen 2. Reihe und Heft 4 Pilze 1. Reihe. Was ich kürzlich zum Lobe von Heft 1 in der Brandenburgia sagte, dehne ich vollinhaltlich auf die

neuesten 3 Hefte aus. Wenn ein illustriertes Werk geeignet ist, Freude in der Natur zu erwecken und nützliche Kenntnisse in angenehmster Form zu verbreiten, so sind es diese der Mutter Natur unmittelbar abgelauchten Bilder. Der Preis (1 M. pro Heft) ist für das Gebotene un-
gemein billig. Wir wünschen den Schulzischen Natururkunden in allen
Volksklassen die allerweiteste Verbreitung.

XIV. Mende's Taschen-Atlas von Berlin und seinen Vor-
orten, bearbeitet, gezeichnet und herausgegeben von A. Ewan
und A. Mende lege ich Ihnen mit bester Empfehlung in neuer Ausgabe
vor. Der Atlas, nur 75 Pf. kostend, ist in der Brusttasche bequem unter-
zubringen.

XV. Mitteilungen der Berliner Elektrizitäts-Werke,
Jahrg. IV, Mai 1908. Das elegant ausgestattete Heftchen bringt u. a.
Bilder der Herren Rathenau und Edison. — Großmaschinenbau Berlin
Brunnenstraße. — Kabelwerk Oberspree. — Verwaltungsgebäude der
A. E. G. am Friedrich Karlsrufer. — Passionskirche am Marheineke-Platz.
Zentral-Telegraphenstation des Polizei-Präsidiums.

XVI. Sollen Bücher desinfiziert werden? Diese Frage wird
auch aus Kreisen der Brandenburgia so oft an mich, den langjährigen
Vorsitzenden des Kuratoriums der Städtischen Bibliotheken gerichtet,
daß ich dieselbe in Gestalt der nachfolgenden amtlichen Auskunft ein
für allemal beantworten möchte.

Mit Bezug auf Ihr gefl. Schreiben vom 9. Mai dieses Jahres
— J.-No. 9505^a — erwidern wir ergebenst, daß die Bücher unserer
Volksbibliotheken aus den nachfolgenden Gründen nicht desinfiziert
werden.

In zwei Abständen wurden $\frac{1}{2}$ Jahr bis 6 Jahre lang zum
Teil sehr stark benutzte Bücher unserer Bibliotheken dem Institut
für Infektionskrankheiten, hier, eingesandt, um sie auf ihre in sich
bergenden Tuberkelbacillen hin zu prüfen. Die aus den schmutzig-
sten Stellen des Buches, also besonders von den Blatträndern durch
Auslaugen gewonnene Flüssigkeit wurde einer großen Menge
Meerschweinchen eingespritzt. Hierbei wurde genau beobachtet,
wie lange die einzelnen Bücher in Benutzung gewesen waren, aus
denen jene Flüssigkeit gewonnen wurde, mit der die einzelnen
Tiere geimpft worden waren.

Es ergab sich, daß durch die bis zu 2 Jahren in Benutzung
gewesenen Bücher kein Meerschweinchen tuberkulös erkrankte.
Bei einem Drittel der 3—6 Jahre im Gebrauch befindlichen Bücher
wurden lebende Tuberkelbacillen angetroffen; es waren dies aber
besonders stark benutzte und beschmutzte Exemplare, und nur bei
dem von dem Schmutz der Blattränder gewonnenen Impfstoff
erkrankten die Tiere an Tuberkulose. Dagegen ging keins der

Tiere ein, die mit dem von den Bücherdeckeln abgeriebenen Schmutz Einspritzungen erhalten hatten.

Da die Tuberkelbacillen sich in dem feuchten Schmutz alter Leih-Bibliotheksbücher besonders keimfähig erhalten, sind Versuche gemacht worden, solche Bücher mit Formalindämpfen zu sterilisieren. Leider aber sind die Ergebnisse der mit Formalin angeestellten Untersuchungen negativer Art gewesen: einmal gelingt es den Dämpfen durchaus nicht, alle schädlichen Bacillen zu vernichten und zweitens leiden die Bücher in erheblichem Maße unter der Desinfektion. Dazu kommt noch, daß die Autoritäten für Bakteriologie die widersprechendsten Ansichten darüber haben, ob Bücher Gesunde jemals infizieren und Tuberkulose hervorrufen können.

Wir haben aus diesen Gründen von einer Desinfektion unserer Bücher absehen zu sollen für richtig gehalten.

Um aber den Ergebnissen der angestellten Untersuchungen Rechnung zu tragen, wurde beschlossen, noch öfter als bisher zerlesene und beschmutzte Bücher auszuschneiden und zu vernichten.

Da die Versuche außerdem erwiesen hatten, daß der oft mit angefeuchtetem Finger berührte untere Blattrand die meisten lebenden Tuberkelbacillen in sich barg, brachten wir gleichzeitig mit der in jedes Buch eingeklebten Benutzungsordnung die hygienische Warnung an: „Die Blätter des Buches wolle der Leser aus gesundheitlichen Rücksichten nicht mit speichelbenetztem Finger umwenden.“

Nähere Angaben über die im Institut für Infektionskrankheiten in Berlin angestellten Versuche finden sich in einer Abhandlung von Dr. J. Mitulesen: „Beiträge zur Ätiologie der Tuberkulose“ in der Zeitschrift für Hygiene und Infektionskrankheiten Bd. 44. 1903.

Berlin, den 13. Mai 1908.

Kuratorium der Städtischen Bibliotheken.

E. Friedel.

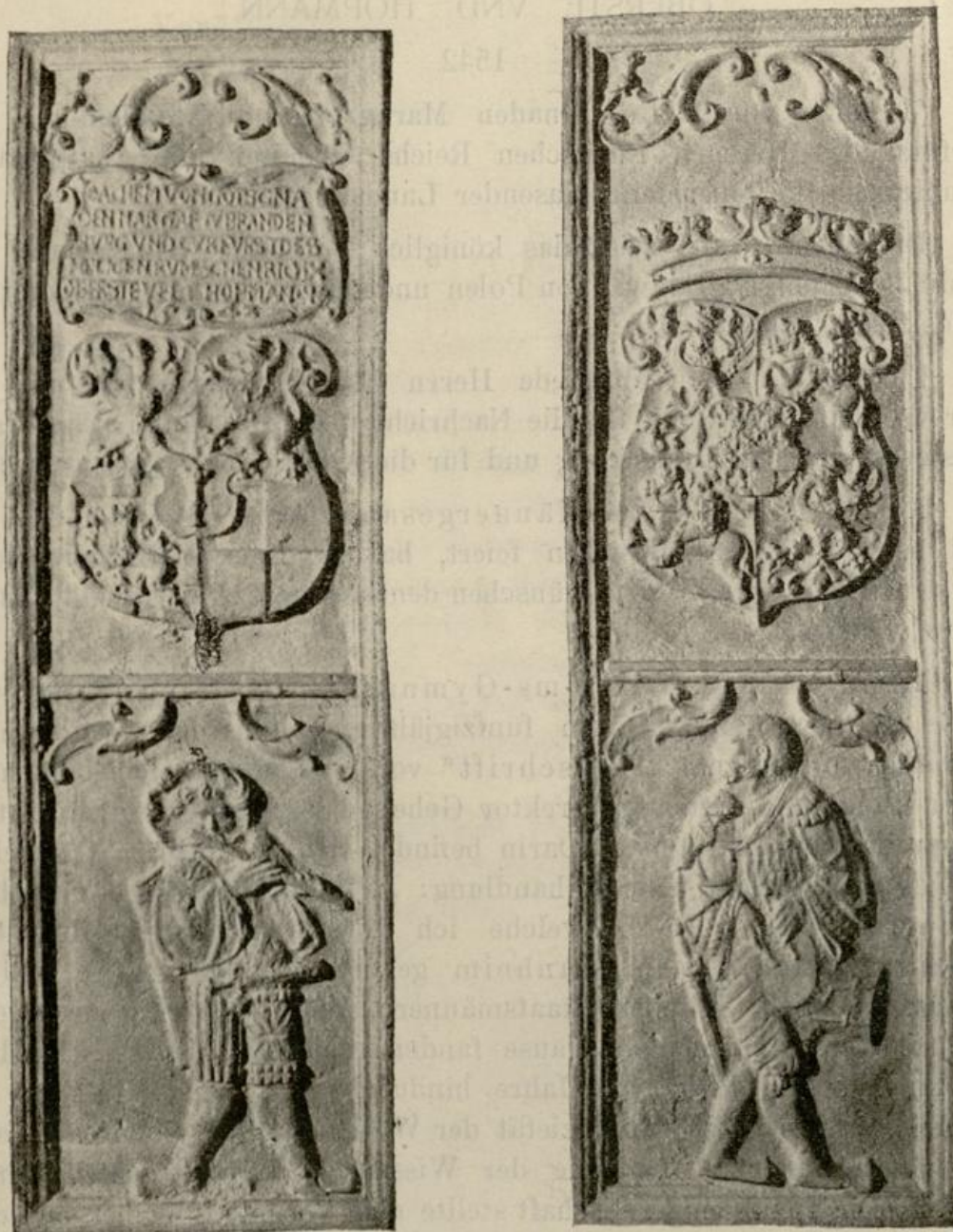
An den Vorstand der
Pulverfabrik zu Spandau.

D. Kulturgeschichtliches.

XVII. Herr Hofbaurat Paul Kavel, der uns schon früher Abbildungen interessanter gußeiserner Ofenplatten von Königs-Wusterhausen und Jagdschloß Grunewald zur Verfügung stellte*), hat die große Güte gehabt, uns die Abformungen zweier kürzlich im letzt-

*) Vergl. Brandenburgia XVI. 247.

gedachten Schloß beim Abbruch eines Kamins aufgefunderer ebenfalls gußeiserner Zierplatten mitzuteilen, von deren Schönheit und Eigentümlichkeit Sie sich selbst überzeugen wollen.



Ofenplatten aus Schloß Grunewald.

Es sind zwei symmetrisch angebracht gewesene Seitentafeln, je 37 cm breit und 115 cm hoch, Mittelreliefs, deren Abbildungen hierbei gegeben werden.

Die eine Tafel im reichen Renaissanceschmuck enthält über dem kurbrandenburgischen Wappen folgende Inschrift wörtlich in 4 Zeilen:

JOACHIM VON GOTS GNADEN
 MARKGRAF V. BRANDEN-
 BVRG VND CVRFVRST DES
 HILIGEN ROMSCHEN RICHX
 OBERSTE VND HOPMANN

1542

(Joachim von Gottes Gnaden Markgraf von Brandenburg und Kurfürst des Heiligen Römischen Reichs Oberster und Hauptmann), darunter ein die Querpfeife blasender Landsknecht.

Die andere Tafel zeigt das königlich Polnische Wappen der Gemahlin Joachims II., Hedwig von Polen und darunter einen barhäuptigen Landsknecht trommelnd.

Unserm verehrten Mitgliede Herrn Kavel erlaube ich mir den allerverbindlichsten Dank für die Nachricht über diese interessante neue kunstgeschichtliche Entdeckung und für die Abformungen auszusprechen.

XVIII. Der hiesige Männergesangverein Brennabor, der heut sein 50jähriges Bestehen feiert, hat für unsere Bücherei seine Festschrift eingereicht. Wir wünschen demselben auch fernerhin sangesfrohes Gedeihen.

XIX. Das Kgl. Wilhelms-Gymnasium zu Berlin, Bellevuestraße 13, feiert morgen sein fünfzigjähriges Jubiläum. Ich lege die vielseitige, interessante „Festschrift“ vor, welche der leider demnächst in den Ruhestand tretende Direktor Geheime Regierungsrat Leuchtenberger herausgegeben hat. Darin befindet sich, von Herrn Oberlehrer Dr. F. Petri verfaßt, eine Abhandlung: „Die Spanheimgesellschaft in Berlin 1689 — 1697“, welche ich Ihrer besonderem Beachtung empfehle. Ezechiel von Spanheim gehörte zu den im 17. und 18. Jahrhundert nicht seltenen Staatsmännern, die gleichzeitig bedeutende Gelehrte waren. In seinem Hause fanden regelmäßig wissenschaftliche Zusammenkünfte ungefähr 8 Jahre hindurch statt, welche in ihrer Gesamtheit als Vorläufer der Sozietät der Wissenschaften, somit also auch der spätern Berliner Akademie der Wissenschaften betrachtet werden können. Die Spanheimgesellschaft stellte eine Vermittelung her zwischen den auf brandenburgischen Boden geflüchteten Franzosen und der einheimischen Gelehrtenwelt, die dadurch, wie es Petri ausdrückt, aus ihrem Sonderleben in den Zusammenhang der allgemeinen europäischen Literatur gehoben wurde. Sp. hat große Verdienste als Hort und Leiter der französischen Kolonie, gilt auch als der eigentliche Gründer des französischen Gymnasiums. Ich beabsichtige zu seinem Gedächtnis bei geeigneter Gelegenheit eine Spanheim-Straße für Berlin in Vorschlag zu bringen.

XX. Anzeiger des Germanischen Nationalmuseums Jahrg. 1907, Heft III u. IV. Nürnberg 1907. Dies Heft wird Ihnen besonders wegen der Abbildungen, der herrlichen Holzmöbel des Museums, beschrieben von Dr. Hans Stegmann, Freude machen.

XXI. Veröffentlichungen des Vereins für Geschichte der Mark Brandenburg. Ich lege Ihnen zwei ebenso wichtige wie interessante größere Sonderschriften des uns befreundeten Vereins zur Kenntnisnahme vor.

a) Hardenberg und die ständische Opposition 1810/11, von Dr. Wilhelm Steffens. Diese inhaltreiche geistvolle Schrift erscheint besonders geeignet zu der Zeit, wo dem Nachfolger Steins ein schönes Denkmal auf dem Dönhofsplatz errichtet worden ist und die Gestalt des preußischen Staatskanzlers gerade jetzt in den Vordergrund*) geschichtlicher Betrachtung zieht. War Stein mit seinen bahnbrechenden Reformen schließlich am Widerstand der Bureaukratie und des landtässigen Adels erlahmt und mißmutig zurückgetreten, so konnte die weichere Natur Hardenbergs mit seinen Verbesserungsplänen erst recht nicht so, wie er wünschte, durchdringen. Die Idee einer Notabelnversammlung als eine Art allgemeiner Repräsentativversammlung schwebte ihm als politisches Auskunftsmittel vor und es kam auch zu einer Berufung der Notabeln am 27. Dezember 1810. Sofort organisierte sich die ständische Opposition der Art, daß die Reformpläne des Staatskanzlers sowohl nach der agrarischen wie finanziellen Seite wesentlich umgestaltet werden mußten.

„Es mag immerhin zweifelhaft erscheinen, sagt Steffens, S. 201, ob man mit einer wirklichen Nationalversammlung vorderhand zu glücklichen Ergebnissen gekommen wäre, — ein Zweifel, der allerdings an-

*) In dieser Beziehung äußert sich u. a. der Abgeordnete Freiherr von Zedlitz und Neukirch im gestrigen „Tag“ wie folgt. „Der Vorschlag meines Veters, des Vortragenden Rats im Kultusministerium Freiherrn v. Zedlitz, zu der seit dem Tode des Fürsten Hardenberg eingeschlafenen Einrichtung des Staatskanzlers und zwar in einer dem Amt des Reichskanzlers im wesentlichen nachgebildeten Gestalt, zurückzukehren, erregt begreiflicherweise lebhaftes Interesse. Eine kritische Prüfung des Vorschlages mag daher am Platze sein.“

Die Mißstände, deren Beseitigung der Vorschlag erstrebt, sind in unserer Ministerialverfassung unzweifelhaft vorhanden. Die Auseinandersetzungen zwischen den verschiedenen Ressorts nehmen in der Tat einen beträchtlichen Teil der Zeit und Kraft der Ministerialräte in Anspruch. Das Schreibwerk wächst zu beinahe unglaublichen Dimensionen, der Verbrauch von Zeit und Tinte steht mit dem sachlichen Ergebnis nur zu oft in argem Mißverhältnis, und der Austrag von Meinungsverschiedenheiten führt häufig zu Halbheiten. Eine Stelle, die über den Ressorts steht, die Einheit der Staatsverwaltung verbürgt und Meinungsverschiedenheiten zwischen den einzelnen Ressortchefs entscheidet, ist in der Tat ein unabweisbares Bedürfnis. Bleibt zu untersuchen, woran es jetzt fehlt, und ob von der Wiederbelebung des Staatskanzleramts ohne überwiegende andere Nachteile eine durchgreifende Besserung zu erwarten ist.“

gesichts der gewaltigen Leistungen der Preußen in den großen Jahren der Freiheitskriege sehr verblaßt: jedenfalls war es nach den so oft und feierlich gegebenen Versprechungen heilige Pflicht des leitenden Staatsmannes, diese wichtige Angelegenheit mit regem Eifer und tiefem Interesse in Erwägung zu ziehen und nach Möglichkeit zu betreiben. Und der rückblickende Beobachter darf mit Recht die Frage aufwerfen, — wenn sie auch keine unbedingte Antwort zuläßt —, ob nicht durch Einrichtung einer Repräsentation in jenen Tagen viel innerer Kampf der späteren verhütet wäre?“

„Als hervorstechender Zug in seiner (Hardenbergs) Tätigkeit ist uns seine Wandelbarkeit entgegengetreten, die Gewandtheit, mit der er Modifikationen seines Systems mit souveräner Leichtigkeit vornahm.“

Es handelt sich bei Hardenbergs Tätigkeit 1810/11 nur um eine kurze geschichtliche Episode und diese ins klare Licht gestellt zu haben, ist ein großes Verdienst des Verfassers.

b) Hof- und Zentralverwaltung der Mark Brandenburg im Mittelalter von Hans Spangenberg (Königsberg i. O.). Dieser bahnbrechenden umfangreichen und entsprechend inhaltreichen Schrift (548 S.) kann ich in einem kurzen Bericht, nicht so, wie ich möchte, heut Abend gerecht werden. Dies Buch ist eine wahre Fundgrube auch für die mittelalterliche Heimatkunde. Der Stoff gliedert sich in zwei Teile. I. Buch. Die Organisation der Zentralverwaltung, umfassend die Markgrafen und das neue Beamtentum, den Rat und die Kanzlei. Das II. Buch beschäftigt sich mit den Funktionen der Zentralverwaltung. Es werden hierbei behandelt: Einfluß der ständischen Erhebung auf die Verwaltung, ihren Umfang und die Art ihrer Betätigung, die Justizverwaltung (Hofgericht, Kammergericht und ständische Gerichtsbarkeit), das Finanzwesen und endlich das Heerwesen. Ueberall sind die Quellen meist archivalischer Natur reichlich angegeben. Das ganze Werk verdient nach Fleiß, Gründlichkeit und Flüssigkeit der Darstellung uneingeschränktes Lob.

Unser eifriges Mitglied Herr Rektor Otto Monke legt ein hübsches seidenes Brautgürtel-Tuch aus Potsdam aus dem Jahre 1838 als Geschenk für das Märkische Museum vor, wofür verbindlichst gedankt wird.

E. Bildliches.

XXIII. Vom neuen Märkischen Museum soll ich, auf vielfaches Begehren, heut Abend auch etwas mitteilen. Ich lege Ihnen deshalb 7 große Photographien vor, von denen mehrere die gewaltige Baugrube und die großen Schwierigkeiten der Fundamentierung erkennen lassen. Eine andere Photographie, von Herrn v. Brauchitsch hergestellt,

welcher die Aufnahme für das spätere große illustrierte Museumswerk u. M. des Herrn Geh. Baurats Dr. ing. Ludwig Hoffmann besorgt, zeigt den fertigen Neubau im Schnee. Dann die Originalphotographie, nach welcher die Lichtbildaufnahme besorgt ist, welche Sie zum Museums-Bericht S. 28 bis 30 Teil I des von mir redigierten „Berichtes über die Gemeinde-Verwaltung der Stadt Berlin in den Verwaltungsjahren 1901 bis 1905“ finden.

Was nun die Eröffnung des M. M. anlangt, so darf ich darüber etwa folgendes verraten. Voraussichtlich werden am Mittwoch den 3. Juni um 10 Uhr die beiden Kaiserlichen Majestäten in ganz zwangloser Weise die Sammlungen vorbesichtigen. Es werden vom Magistrat nur die beiden Bürgermeister, vom Museum meine Wenigkeit und der Baurat Ludwig Hoffmann, außerdem der Vorsitzende der Hochbaudeputation Stadtrat Namslau zugegen sein.

Ferner findet eine förmliche und feierliche Eröffnung des Märkischen Museums, was enthusiastisch gestimmte Gemüter gefälligst bemerken wollen, überhaupt nicht statt. Die Museumsverwaltung wie der Magistrat sind der Meinung, man solle alles vermeiden, was zu einer Vergleichung mit den hiesigen großen Staatsmuseen auffordern könnte, da wir in aller Bescheidenheit nur eine Stadt und eine Provinz zur Darstellung bringen wollen, auch das Märkische Museum durchaus kein Kunstmuseum, kein kunstgewerbliches Museum ist, vielmehr seiner historischen Aufgabe entsprechend eine Menge schlichter und unansehnlicher Gegenstände zu zeigen hat, die durchaus nicht auf einen Effekt berechnet sind, also nicht etwa wie die Gegenstände im Kgl. Kunstgewerbemuseum. Wenn ein großes neues Staatsmuseum, wie z. B. das Kaiser-Friedrich-Museum, eingeweiht wird, dann verlangt man mit Recht das übliche feierliche und dekorative Gepränge wie es bei der Preuß. Staatsverwaltung und beim Königlichen Hause üblich ist.

Von alle dem wird also, ich wiederhole dies, um Enttäuschungen von vornherein, wenigstens soweit meine Stimme reicht, vorzubeugen, beim M. M. keine Rede sein.

Die städtische Verwaltung wird, ehe man das M. M. dem großen Publikum öffnet, lediglich zu zwei amtlichen Führungen mit simplen Einlaßkarten in nichtförmlicher Weise einladen. Das sind die ganzen Veranstaltungen, welche getroffen werden sollen, bevor die Berliner Bürgerschaft und das fremde Publikum Zutritt erhalten.

Zu berücksichtigen sind mit Einlaßkarten: die Mitglieder des Magistrats und der Stadtverordneten-Versammlung, die Mitglieder der Pflugschaft des Märkischen Museums und endlich die Mitglieder der Brandenburgia, welche man trotz ihrer großen Zahl einladen möchte, weil unsere Gesellschaft sich satzungsgemäß in den Dienst des M. M. gestellt hat, indem sie keine eigenen Sammlungen anlegt, vielmehr die

Sammlungen des M. M. fördern will und ihr wissenschaftliches Rüstzeug (Bücher, Karten, Pläne etc.) ebenfalls dem M. M. zur Benutzung löblicher Weise überläßt.

Viele Schwierigkeit bereitet die große Zahl der bei den vier Gruppen in Betracht kommenden Personen. Man wird diesen großen Uebelstand unter Berücksichtigung der Enge der meisten Ausstellungsräume, in folgender Art zu lösen versuchen.

Am Mittwoch den 10. Juni werden die Mitglieder des Magistrats und der Stadtverordneten-Versammlung um 11 Uhr geführt werden, nachdem Herr Bürgermeister Dr. Reicke eine kurze Ansprache in der grossen Halle gehalten. Auch den Mitgliedern des amtlichen wissenschaftlichen Beirats des M. M. werden Einlasskarten zugehen.

Schriftlich eingeladen zu diesem Tage werden nur die zwei in amtlicher Aufsichtsstellung zur Stadt Berlin speziell zum Märkischen Museum stehenden Persönlichkeiten, der Herr Minister der Geistlichen, Unterrichts- und Medizinal-Angelegenheiten Dr. Holle und der Herr Oberpräsident von Berlin und der Provinz Brandenburg von Trott zu Solz.

Eine zweite amtliche Führung findet dann für den Rest der in Betracht kommenden Persönlichkeiten am Donnerstag den 18. Juni 1908 um 9 Uhr statt.*) Es werden vor allem Eintrittskarten erhalten die zahlreichen Mitglieder der Pflugschaft des M. M. Um der Brandenburgia aus den schon von mir beregten Gründen einen Vorzug vor sämtlichen übrigen in Berlin und der Provinz vorhandenen Vereinen und Gesellschaften zu gewähren, sollen hierzu auch die sämtlichen Mitglieder der Brandenburgia so zwar eingeladen werden, daß auf jede unserer von der Gesellschaft gedruckten und zu versendenden Eintrittseinladungen zwei Personen erscheinen dürfen. Die Städtische Verwaltung glaubt diese besondere Ehrung unserer Brandenburgia schuldig zu sein, ich habe sie gern und dankbar angenommen.

Wie bei der ersten Führung am 10. Juni werden — ich wiederhole dies nochmals, um Irrtümern und Mißverständnissen vorzubeugen — auch die Mitglieder der Pflugschaft und der Brandenburgia nicht einzeln schriftlich eingeladen werden. Vielmehr soll die Einladung der Brandenburgia-Mitglieder vom Vorstande erfolgen, aber mit dem Zusatz „auf freundliche Einladung der Direktion des M. M. Herr Bürgermeister Dr. Reicke und, wenn er behindert ist, ich, werden die Erschienenen mit kurzem Gruß offiziell willkommen heißen.

Endlich mache ich darauf aufmerksam, daß die Gegenstände, welche bei diesen Gelegenheiten gezeigt werden, die Schausammlung ausmachen. In gesonderten, dem großen Publikum nicht zugänglichen Räumen sind

*) Von 11 Uhr ab erhält das Publikum Zutritt.

daneben die einzelnen Lehrsammlungen vorläufig, bis zu definitiver Ordnung und gesonderter Aufstellung, untergebracht.

XXIV. U. M. Herr Gustav Lakowitz hat wiederum die Güte, eine große Anzahl neuer Postkarten mit Ansichten von Nieder-Schönhausen und Pankow mit dem neuen Bürgerpark (früher Park Killisch von Horn) mitzuteilen. Herzlichen Dank Namens des Märkischen Museums.

XXV. In der seitens der Photographischen Gesellschaft herausgegebenen Zeitschrift „Neue Kunst“ befindet sich in der ausliegenden Mai-Nummer 1908 hauptsächlich eine Revue der von der Königlichen Akademie in deren neuen Räumen am Pariser Platz veranstalteten historischen Englischen Ausstellung, die so viel angenehmes Aufsehen in weitesten Kreisen erregt hat.

XXVI. Hierauf hielt Herr Pastor Niendorf aus Spaatz bei Rathenow den angekündigten Vortrag über seinen Vater, den Schriftsteller und märkischen Dichter Martin Anton Niendorf. Herr Rektor Monke hat die Güte, uns hierüber folgenden abgekürzten Bericht abzustatten.

Martin Anton Niendorf,

ein märkischer Dichter und Schriftsteller.

Sein Leben und Wirken.

Es sind am 12. Juni d. J. 30 Jahre verflossen, daß der märkische Dichter und Schriftsteller M. A. Niendorf — er war unter dem Namen Mark Anton s. Z. in der Presse und im öffentlichen Leben bekannt, wie er zuerst von seinen Freunden scherzweise genannt wurde — die Augen für immer schloß. Früher wohlbekannt, ist er beim großen Publikum in Vergessenheit geraten, da er infolge seines frühen Todes den Gesamtverlag seiner Werke nicht ausführen konnte, und es ist daher eine günstige Fügung, daß sein Name kurz vor seinem 30jährigen Todestage durch einen Vortrag in Erinnerung gebracht werden kann.

Martin Anton Niendorf war am 24. 2. 1826 in Niemegek als Sohn eines Ackerbürgers Johann David Niendorf geboren. Wegen seiner Begabung für den Lehrerberuf bestimmt, absolvierte er von 1844—46 das Königliche Schullehrerseminar in Potsdam, wurde Ostern 1846 Hauslehrer auf dem Vorwerk Werftpfuhl bei Tiefensee in der Nähe von Werneuchen und im Januar 1847 Hilfslehrer in Berlin. Sein heißes Blut und unklare politische Ideen von Volksfreiheit und Herbeiführung eines einigen Deutschlands unter Preußens Leitung trieben ihn am 18. 3. 1848 auf die Barrikaden Berlins, infolgedessen er gefangen, in den Schloßkeller und dann nach Spandau gebracht wurde, von wo er jedoch schon am 19. ohne weiteres entlassen wurde.

Bald darauf aber trug ihn die Veröffentlichung seines Erstlingswerkes: „Stunden der Andacht, Gesänge aus Berlins Revolutionszeit“ eine Anklage wegen Ehrfurchtsverletzung gegen den Monarchen ein, und das

Schwurgericht in Berlin verurteilte ihn im April 1850 zu 6 Monaten Gefängnis. Hinter den Kerkermauern der Berliner Stadtvogtei rang sich seine Seele zu ihrem besseren Selbst und zu ihrem Gott hindurch, und seine heiße Sehnsucht nach seiner poesiereichen waldumhegten märkischen Heimat, die er in seiner schönsten Dichtung, der „Hegler Mühle“, sowie in mehreren Gedichten ausströmen ließ, brachte seiner Seele völlige Genesung.

Werfen wir nunmehr einen Blick auf seine Dichtungen in der ersten Periode seines Lebens. Schon in Potsdam hatte sich seine poetische Ader geregt. Es waren zahlreiche Gedichte entstanden, die durch ihre frische natürliche Empfindung und Sprache zeigen, daß Niendorf ein geborener Dichter war. Auch aus seiner Hauslehrerzeit in Werftpfuhl und Tiefensee stammen eine ganze Anzahl von Gedichten, z. B. das folgende, für eine Singstimme von Edwin Schultz komponierte:

Wie hat sie's doch angefangen,
 Daß sie so mein Herz betört,
 Daß mich peinigt Lust und Bangen,
 Daß mein ganzer Sinn verstört,
 Daß ich gehn muß, wo sie geht,
 Daß ich stehn muss, wo sie steht,
 Daß mein Herze hüpf't vor Freuden
 Schau ich sie auf weiter Heiden;
 Wie hat sie's doch angefangen,
 Daß sie so mein Herz betört?

Ferner das Gedicht:

Zu dir muß ich wandern von nah und weit,
 Du bist mein Gedanke zu aller Zeit,
 Keine Sonn' ist zu brennend, kein Berg mir zu steil,
 Kein Freund mir so wert, keine Stunde mir feil,
 Kann ich nur stehen in deiner Näh,
 Du Heideblume von Tiefensee!

Du bist die Eine, die alles mir nimmt,
 Dir ist mein Leben, mein Treiben bestimmt,
 Mein Herz ist dein Eigen, mein Sinnen bist du,
 Mein Dichten und Trachten steht immer dir zu;
 Mich find ich erst wieder, wenn ich dich seh,
 Du Heideblume von Tiefensee.

Und schau ich dich endlich mit leiblichem Aug,
 Und spürt mein Mund deines Mundes Hauch,
 Und schling ich die Hand um den schlanken Leib,
 Und blick in dein Herz, du geliebtes Weib,
 Da gehet in Wonne mein wildes Weh,
 Du Heideblume von Tiefensee.

Aus der Zeit der Gefangenschaft rührt u. a. das Gedicht her: „Du warst mein Paradies, du stilles Tal“. Es schließt mit der Strophe:

„O Heimat mein, an deine Mutterbrüste
Nimm wieder auf dein Kind, das täuschungsmüde,
Schiffbrüchig warf die Welt es hier zur Küste!
Laß es die Vögel wieder singen hören,
Die Nachtigall mit ihrem süßen Liede.
Es will auch fromm sein, niemand will es stören;
Nur will es wie vor Jahren mit Entzücken
Dem Lenz die erste Anemone pflücken.

Sein Hauptwerk aber in dieser Zeit war „die Hegler Mühle, Cyklus märkischer Lieder“, zu der er den Plan schon einige Jahre vor seiner Gefangenschaft gefaßt hatte, und die er in seiner Haft zum Abschluß brachte.

Seine Liebe zur märkischen Heimat, seine Irrungen und seine Umkehr verwebt er darin so sinnig mit einer aus dem Leben gegriffenen Handlung und mit Legenden und Bräuchen der Mark, daß er vielfach bei seinen Zeitgenossen „der Dichter der Hegler Mühle“ hieß. Die Posener Zeitung schrieb z. B. darüber: Der Zauber dieses Idylls mit tragischem Hintergrund liegt in der Treue des märkischen Kolorits. Der Dichter bewies dem Publikum, daß unsers Herrgotts Streusandbüchse doch nicht aller Poesie bar sei, die freilich nicht von jedem Menschenkinde ohne weiteres wahrgenommen wird.

Der Inhalt ist kurz folgender: In einer märkischen Mühle lebt Anna Katharina, die schöne Müllerstochter, in die sich alle, die sie sehen, verlieben. In poetischer Weise sprechen im ersten Buch der Knecht, der Fischer, der Müllerbursch, der Jäger, der Scharwerker ihre hoffnungslose Liebe aus. Bald kommt ihr Vetter, ein junger Fant aus der Großstadt, zum Besuch, sie verliert an ihn ihr Herz, und nun beginnt ein loses Spiel, aus dem ihr schließlich bittres Leid erwächst. Sie findet Trost im Vertrauen auf seine Treue, wie es das folgende Gedicht ausspricht:

Er ist noch mein!	Er ist noch mein!	Er ist noch mein!
Er hat's versprochen	Nicht soll die Sünde	Er wird mich retten
Mit treuen Mienen,	Die Liebe töten;	Von bösen Zungen,
Was wir verbrochen,	Es hilft die Liebe	Die sich mit Ketten
Vor Gott zu sühnen.	Aus allen Nöten.	Um mich geschlungen.
Ich werde trauen	Ich werde hehlen	Ich werde beten
Auf ihn und bauen	In meiner Seelen	In allen Nöten
In meiner Pein.	Sein Bild allein.	Und stille sein.

Doch er hält die Treue nicht, sondern geht nach Ungarn unter Kossuths Scharen, während sie in strenger häuslicher Pflichterfüllung ihr Leid überwindet; schließlich reicht sie dem Müllerburschen die Hand zum Ehebunde und wird mit ihm glücklich. Und dieses Glück wird auch nicht gestört durch die Rückkehr des ungetreuen Liebhabers. In folgendem Gedicht spiegelt sich Katharinas, sowie des Dichters gesundetes Gemüt wieder:

Das spinnt, das spinnt am hellen Kamin,
 Die Spindeln surren, die Räder rollen,
 Und sitztest du dorten, du Frau Kathrin,
 Und hättest doch eigentlich sterben sollen?
 „Ei, sollt' ich wohl auf dem Kirchhof liegen?
 Es stirbt sich so leicht nicht, wie man's sagt;
 Die Menschen sterben doch nicht wie die Fliegen,
 Die sich zu tief in die Milch gewagt.“

Das spinnt, das spinnt am hellen Kamin,
 Es wird alltag eine volle Strähne,
 Und kannst du noch lächeln, o Frau Kathrin,
 Und müßttest doch weinen Trän' um Träne?
 „Ei, bist ein Narre, nimm mir's nicht übel!
 Wart, bis du selber im Leide bist,
 Der Mensch ist doch wahrlich kein Wasserkübel,
 Der spach vor Alter geworden ist.“

Seine Liebe zur märkischen Heimat spricht der Dichter in den Worten aus:

Wie meine Mutter lieb ich dich, o Mark!
 Mag mich die Welt mit meinem Lieben necken,
 Du lachst mir hell mit deinen Heidestrecken,
 Die selbst der Lenzeshauch bedenkt so karg.

Den Zusammenklang der menschlichen Stimmungen mit der märkischen Heide und das besänftigende Walten Gottes in beiden schildern die Strophen:

Steig immer wieder hinauf zur Heide,
 Der treuen Gesellin in Leid und Weh;
 Und lege dein Ohr an die struppichte Reide,
 An die Krüppelföhre auf nackter Höh!
 Da jammert der Wind um den Blumensamen,
 Den er vergebens gesät auf Sand;
 Es hadern die Fichten, daß sie bekamen
 Vom Säer-Wind den verlassnen Stand.

Wiss', eine Sommernacht hat die Heide,
 Da schlafen die Winde selbst selig ein:
 Da lassen die Fichte, die struppichte Reide
 Das grause Hadern allmählich sein;
 Gott wandelt durch sie mit leisem Wehen,
 Sie träumen in Frieden und holder Rast.
 Zehn Jahre — ich will dich wiedersehen,
 Ob du dein Leben begriffen hast!

Verschiedentlich hat der Dichter märkische Volksbräuche usw. mit in seinem Werk aufgenommen:

Wenn die Heidelerche vor einem, der auf Freiersfüßen geht, auf-
fliegt, so ist das ein böses Zeichen: dann flieht ihn die Geliebte.

Der Johannisbeerstrauch, der nach der Legende aus des Täufers
Leiche gewachsen ist, hat durch das Märtyrerblut Johannis des Täufers,
das in seinen Beeren fließt, besonders bei einem Strauch, der in der
Johannisnacht (24. Juni) gepflanzt wird, die Kraft, Liebe zu bewahren.

Wenn ein Liebender zwei Rosen in den Bach wirft und sie treffen
dort aufeinander, so kommt die Ehe zustande, im anderen Falle nicht.

Es ist nicht gut, den Trinkkrug mit der Hand über dem Deckel
anzufassen, sodaß er überspannt wird; dann bekommt der erste, der
daraus trinkt, den Herzensspann.

Wenn eine Frau oder ein Mädchen auf der Gasse ihr Strumpfband
verliert, so wird ihr der Mann oder Freier untreu.

Nach seiner Freilassung 1851 fand Niendorf in Isterbies bei Loburg
eine Hauslehrerstelle. In dem benachbarten Dorfe Rosian lernte er seine
zukünftige Lebensgefährtin, eine Tochter des Pfarrers Hemprich, kennen.
Ihr sind seine „Lieder der Liebe“ geweiht, die 1854 gedruckt wurden
und später unter dem Titel: „Gedichte von M. Ant. Niendorf“
erschienen sind. Sie enthalten zahlreiche Perlen lyrischer Dichtkunst.

An größeren Dichtungen schrieb er in dieser zweiten Periode das nach
seiner Lieblingsblume genannte Märchengedicht „Anemone“, sowie das
Gedicht „Liebenstein, eine thüringische Sage“, ferner die gekürzte Bear-
beitung des Gudrunliedes sowie die Uebersetzung des Nibelungenliedes und
der Frithjofsage.

Um seine Verlobte heimführen zu können — und damit kommen
wir zur dritten Periode — pachtete der Dichter 1854 das Rittergut
Raßdorf bei Zahna. Mit hingebender Lust und Liebe widmete er sich
hier den Sommer über der Landwirtschaft, während der Winter der
Schriftstellerei gehörte. So dichtete er von 1857—60 das vater-
ländische Epos „Der alte Dessauer“.

Mit der ihm eigenen Uermüdlichkeit schrieb er oft bis in die Nacht
hinein. In der Kinderstube, dem Heiligtum der Familie, saß er in Raß-
dorf mit seiner treuen Lebensgefährtin in der Stille der Nacht an der
Wiege und dichtete und schrieb. Schöne, weihevollere Stunden waren es
wenn er Kapitel um Kapitel seiner Emilie vorlas, um ihr Urteil zu hören
denn sie sei sein Publikum, sagte er, und habe einen guten Geschmack.

Das Epos beginnt mit dem Tode des Soldatenkönigs Friedrich
Wilhelms I. und schildert weiter den bald darauf sich entspin-
nenden Konflikt des jungen Königs mit dem alten Haudegen Leopold von Dessau,
der rechten Hand Friedrich Wilhelms; gern will er dem jungen Könige
einem dem Vater gegebenen Versprechen gemäß dienen, wird aber von
Friedrich als Reichsfürst mißtrauisch behandelt und bitter gekränkt und
zieht sich mürrisch nach Dessau zurück, bis ihm der König die Hand

zur Versöhnung reicht, die er auf Betreiben seiner Gemahlin Anna Luise, Tochter des Apothekers Föhse in Dessau, schliesslich annimmt. Er besiegt dann am 15. 12. 1745 bei Kesselsdorf die Oesterreicher und Sachsen und wird von Friedrich hochgeehrt.

Nach Beendigung des Werkes schrieb Niendorf noch in Raßdorf von 1861—64 die Novelle „Die Entsagungsurkunde“, ein heiteres Idyll aus der deutschen Kleinstaateri im Jahre 1815.

Nach König Wilhelms I. Thronbesteigung am 2. Januar 1861 erschien in der Vossischen Zeitung am Geburtstage Friedrichs des Großen das patriotische Gedicht „Der neue Sigurd“, frei nach der nordischen Sigurd-sage der Edda, wobei zu bemerken ist, daß die 30 Schilde, welche die neue Brunhild, das deutsche Reich, bedecken, die 30 deutschen Staaten sind.

Im Jahre 1864 kaufte Niendorf das unweit Raßdorf gelegene Gut Wolfswinkel, und hier entwickelte er seine fruchtbarste dichterische Tätigkeit (1864—71). Neben unzähligen Skizzen und Aufsätzen entstand hier in der vierten Periode eine große Anzahl von Novellen und Romanen, die in den Tageszeitungen aller Richtungen abgedruckt wurden.

Der „Löwenwirt zu Ramsau“, später dramatisiert und im Belle-alliance-Theater 1870 unter großem Beifall oft aufgeführt, enthält eine humoristische Wahlgeschichte aus den 60er Jahren. Meister Specht, der es als Löwenwirt zu R. mit allen Parteien hält, wird vor der Wahl von der liberalen, wie auch von der konservativen Partei drangsaliert, für sie zu stimmen. In seiner Not stellt er sich am Wahltage krank und wählt, als er mit List und Gewalt ins Wahllokal geschleppt wird, die Kandidaten beider Parteien.

„Der Schulzenhof zu Raben“, nach dem Dorfe Raben bei Belzig betitelt, schildert, wie die moderne rationelle Wirtschaftsmethode, welche der Erbe des Schulzenhofs, Georg Richter, vertritt, die alten bäuerlichen Grundsätze der Bewirtschaftung, an denen sein alter Vater Martin Richter mit aller Zähigkeit festhält, überflügelt hat, was schließlich auch der Vater nach harten Kämpfen anerkennen muß. Wahrheit und Dichtung reichen sich in dieser trefflichen Novelle die Hand, und unverkennbar sind hierin Niendorfs eigene Lebenserfahrungen eingewebt. In dem strebsamen Georg sieht man deutlich den Dichter selbst vor sich. Niendorfs dichterische Bestrebungen, seine Erfahrungen als Landwirt, seine Liebe zur Mark und zur märkischen Bauernschaft geben dem Ganzen das Gepräge, ebenso wie sich in der damit verknüpften Liebesaffaire sein eigener Herzensroman widerspiegelt.

„Die Randschrift eines Königs“, worin die Liebesgeschichte eines Leutnants Rädel mit der Tochter des Obersten v. Pannewitz geschildert wird, bezieht sich auf einen Vorgang, der mit dem am 29. Mai 1730 erfolgten, prächtig beschriebenen Brande und dem Wiederaufbau der

Petri-Kirche in Berlin zusammenhängt. Es entstanden Lohnstreitigkeiten unter den Bauarbeitern und eine Revolte, und Friedrich Wilhelm I. schrieb auf den Rand einer ihm nach Königswusterhausen nachgesandten Depesche: „Sollen Rädell Führer hengen ehe ich komme“; wofür man in Berlin las „Rädel früher hengen“. Über Friedrich Wilhelm I. handelt auch die historische Novelle: „Der König ein Maler“.

Ferner entstanden in Wolfswinkel die Novellen und Romane: „Das Majorat oder Geldmacht und Grundbesitz“, „Ein ausgerissenes Blatt“, „Entfesselte Furien, kulturhistorischer Roman aus dem 30jährigen Kriege“, „Wie man regiert, humoristische Erzählung aus der Kriegszeit 1866“, „Rittergut Marderheim, eine Kriegsgeschichte aus dem Jahre 1866“ und „Vom Altar in den Krieg, eine lothringische Familiengeschichte aus der Kriegszeit 1870—71“.

Mit dem Jahre 1871 endigt Niendorfs belletristische Tätigkeit im allgemeinen; nach dieser Zeit hat er nur noch einige Gelegenheitsgedichte, z. B. zum Geburtstage des Kaisers (Achtzig Jahr schneeweiß), verfaßt. Sein letztes Gedicht ist dem Fürsten Bismarck gewidmet. Die Not der Landwirtschaft, die er als Landwirt kennen gelernt hatte, die Steuerüberbürdung des Landes gegenüber den Städten durch Klassen-, Grund- und Gebäudesteuer, die teuren Stempel- und Gerichtskosten für Immobilien gegenüber der Steuerfreiheit beim Umsatz von Mobilien, sowie die Nachteile der Zollpolitik beim Kauf von landwirtschaftlichen Geräten und Verkauf von Getreide und Vieh u. s. w. — dies alles machte ihn in der letzten Periode seines Lebens zum kämpfenden Sozialpolitiker, auf den man das bekannte Schillersche Wort anwenden könnte: Von der Parteien Gunst und Haß verwirrt, schwankt sein Charakterbild in der Geschichte.

Als Fortschrittsmann (1869—70) statt des verstorbenen Waldeck für den Wahlkreis Bielefeld—Wiedenbrück in den norddeutschen Bundesreichstag gewählt, suchte er bald, da seine Bestrebungen für das Wohl der Landwirtschaft von der Fortschrittspartei nicht gebilligt wurden, den Anschluß nach rechts.

Um seine Ideen nachdrücklich zu verfolgen, siedelte er nach Berlin über und gründete er am 1. Januar 1870 „Niendorfs Zeitung für Landwirte und Grundbesitzer“, die vom 1. Juli 1871 ab als „Deutsche Landeszeitung“ erschien und von 1881—91 als „Deutsches Tageblatt“ weitergeführt wurde. Ferner gründete er im Februar 1870 die Partei der „Agrarier“, die zu Anfang des Jahres 1876 in die „Vereinigung der Steuer- und Wirtschafts-Reformer“ umgewandelt wurde. Die Früchte seines Strebens hat er nicht mehr geerntet. Am 12. Juni 1878 ereilte ihn im 53. Lebensjahre der Tod. Die „Steuer- und Wirtschafts-Reformer“ ehrten sein Andenken durch Beisetzung seiner sterblichen Überreste auf dem Friedrich-Werderschen Kirchhof in der Bergmannstraße in Berlin und durch

Errichtung eines Obeliskens auf seinem Grabe mit seinem Reliefbild und der Inschrift:

Es sah sein Geist der Zukunft Morgenrot,
Doch vor dem Siege streckt' ihnhin der Tod“.

Möge auch dieser Vortrag über Martin Anton Niendorf, den märkischen Dichter und Schriftsteller, das Gedächtnis dieses verdienstvollen Mannes und seiner Werke zu seinem 30jährigen Todestage mit erneuern und beleben helfen.

XXV. Rektor Monke legte das auf Elfenbein gemalte Bild des José Bolsé, des sogen. „toten Franzosen“ aus Potsdam vor, und bemerkte dazu: José Bolsé, ein Büchsenmacher, der Sohn eines französischen Weinbauern aus der Gegend von Lyon, folgte 1813 dem Rufe Napoleons I., für den er schwärmte, und beteiligte sich an der Schlacht bei Leipzig, wo er Napoleon zum ersten Male sah. Auf der Flucht am 19. Oktober suchte er sich vor einem ihn verfolgenden Preußen zu retten, indem er über einen Zaun kletterte. Doch jenseits fiel er einem Russen in die Hände, welcher ihm mit dem Bajonett einen Stoß versetzte, der wahrscheinlich tödlich gewesen wäre, wenn ihn nicht zwei von der Mutter der Bolsé in den Rock desselben eingenähte Goldstücke abgelenkt hätten, doch wurde Bolsé immerhin noch schwer verwundet. Da Leipzig von Verwundeten überfüllt war, transportierte man den Bolsé weiter über Wittenberg nach Beelitz und schließlich nach Potsdam, wo er endlich Aufnahme in dem dortigen Lazarett fand. Hier erlag Bolsé seinen Wunden, jedoch nur scheinbar; denn nachdem man ihn in dem offenen Massengrabe auf dem alten Kirchhofe bereits bestattet hatte, — die Toten wurden dort zunächst nur mit einer Kalkschicht bedeckt — kam er in der Nacht wieder zu sich, weckte den Kirchhofsbeamten und erhielt von diesem Speise und Trank. Der Vorfall wurde am nächsten Tage in Potsdam bekannt und erregte allgemeine Teilnahme. Ein Kaufmann Nevir nahm den zum Leben wieder Erwachten in sein Haus auf und pflegte ihn.

Später heiratete er das Dienstmädchen Nevirs, Marie Fischer, die anfangs seinen stürmischen Liebkosungen widerstanden hatte. „Der Vater war“, so erzählte die in Berlin noch lebende Tochter Bolsés dem Vortragenden, „immer so sehr verliebt.“ Das junge Paar fing in der jetzigen „Alten-Luisen Straße“ vor dem Brandenburger Tor in Potsdam ein kleines Geschäft, verbunden mit einem Ausschank, an. Später eröffnete Bolsé in demselben Hause einen Tanzsaal, den „Pariser Salon“, der im Volksmunde den Namen „Zum toten Franzosen“ erhielt. Bolsé sorgte für gute Zucht, und wurde einmal jemand laut, so wies er ihn mit den Worten zur Ruhe: „Make Sie keine Lärm in meine neue Pariser Salon; wolle Sie make Lärm, so scheren Sie sich auf die Damm!“ Nun

nannte er sich Joseph Bolze. Friedrich Wilhelm IV. kannte ihn persönlich und selten ging der König an ihm vorüber, ohne ein freundliches Wort in französischer Sprache an ihn zu richten. Einst sah Bolze 1849 im Theater ein Stück, in welchem Napoleon dargestellt wurde. Weinend kehrte er nach Hause zurück. „Ich habbe meine Kaiser gesehen!“ rief er schluchzend; „ich will auch noch mal meine Heimat wiedersehen!“ Seitdem plagte ihn das Heimweh. Endlich wurde im Familienrate die Fahrt nach Frankreich beschlossen; doch bevor sie zur Ausführung kam, starb Joseph Bolze am 18. März 1850 und wurde nun zum zweiten Male auf dem „Alten Kirchhofe“ begraben. Er hinterließ eine Witwe und 5 Kinder, 3 Söhne und 2 Töchter, davon eine als 74jährige Witwe noch heut im Bethesda-Stift in Berlin lebt. Ein Sohn liegt neben dem Vater begraben; ein Denkstein bezeichnet die Stelle. Doch ist er seinem katholischen Glauben bis an sein Ende treu geblieben. „Mit die Religion“, äußerte er, „da soll man nicht maken anders.“ Das Verdienst, die Geschichte des „toten Franzosen“ zuerst ermittelt zu haben, gebührt einem Fräulein M. Heinze in Potsdam, die, wie ich nachträglich höre, dieser Sache ihr Interesse seit ihrer frühesten Jugend geschenkt und über José Bolsé in den Mitteilungen des Vereins für die Geschichte Potsdams (1907; Band IV, Heft 2) eine ausführliche Arbeit veröffentlicht hat. Fräulein Heinze hat die ihr von der Tochter Bolsés, Witwe Strachwitz-Berlin, gemachten Angaben nachgeprüft und berichtigt, da sich die Erinnerungen der Tochter an die Erlebnisse des Vaters vielfach verwischt hatten.

XXVI. Nach der Sitzung zwangloses Zusammensein im Ratskeller.

Kleine Mitteilungen.

Der Mistelbaum bei Forsthaus Bredow in der Nähe der Station Finkenkrug. An dem Bredower Privatwege, welcher südlich der Berlin-Hamburger Bahn gelegen ist, derselben parallel geht und die Perwenitzer Chaussee mit Forsthaus Bredow verbindet, stehen mehrere starke Pappeln, auf denen Mistelstauden wachsen. Zwischen der Chaussee und dem Vorwerk Bredow kommt nur eine Pappel vor, welche eine Mistel trägt; dicht am Wald-rande (Bredower Forst) im Osten stehen dagegen 5 Pappeln mit einzelnen, bezw. mehreren Misteln; ein Baum trägt sogar 35 Mistelbüsche, die von der Bahn aus gesehen den Eindruck machen, als seien es Krähenester. Zwischen dieser Mistelpappel und dem Forsthause stehen noch 3 Birken im Walde, auf denen anscheinend abgestorbene Mistelstauden vorkommen. Den Arbeitern

1 X

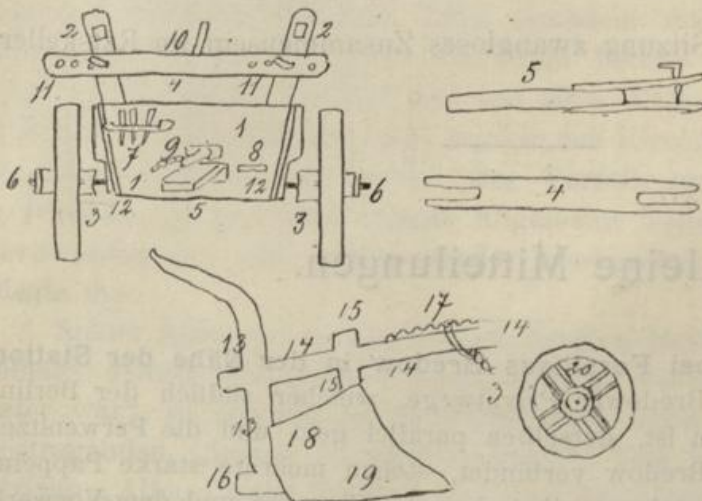
in der dortigen Gegend (beim Vorwerk Bredow) ist weder der Name Mistel, noch eine andere Bezeichnung für diese Pflanze bekannt. Auch über Mistelsagen und über die Benutzung der Mistel weiß man nichts. Ein mir be-
 gegnender Bredower Förster sagte mir, er halte die Mistel für ein den Bäumen
 schädliches Gewächs, besonders bezüglich der jungen Bäume; doch hatte er
 keine selbständigen Beobachtungen gemacht, sondern sein Urteil nur aus
 seinem „Forstbuch“ aus den achtziger Jahren geschöpft.

O. Monke, 13. 1. 1907.

Von der Kgl. Tiergarten-Verwaltung wurde vor einiger Zeit die Schäd-
 lichkeit der Mistel bestritten. Bekannt ist das lateinische Sprichwort: *Avis*
ipse sibi mortem caecat, d. h. *salva venia*, der Vogel kackt sich selbst den
 Tod. Der Vogel frißt die wachsbleichen Beeren oben auf dem Baum und
 gibt die unverdaulichen Samenkörner wieder auf natürlichem Wege von sich.
 Vermöge der schleimigen Beschaffenheit des sie umgebenden Magmas haften
 die Kerne am Stamm und erzeugen neue Pflanzen von *Viscum album*. Aus
 dem klebrigen Saft wird aber auch der Vogelleim gewonnen, mit dem man
 die Misteldrossel und anderes Geflügel fängt. Das derbe Sprichwort hat also
 in seiner Art vollkommen Recht.

E. Fr.

Plattdeutsche Benennungen am alten Pflug. Auf einer Feldmark
 im Kreise Teltow sah ich gelegentlich einer Wanderung (etwa 1896) einen
 alten hölzernen Pflug stehen, der sich vereinzelt noch in Gebrauch befand,
 sonst aber bei uns der Vergangenheit angehört. Ein alter Bauer aus der
 Gegend von Großschulzendorf, der mit mir desselben Weges gekommen war,
 kannte die Namen der einzelnen Teile, die ich hier wiedergebe, ebenso wie
 einige Umriss des Pfluges.



Der alte Ploch be-
 stand aus zwei Haupt-
 teilen: dem Bußblock,
 der Plochpusse,
 Busse mit den Rädern
 und dem Hinterploch.
 Zur Busse gehörten
 folgende Teile: die
 Busse (1); die zwei
 Rungen (2); das Ploch-
 rad (3). Das Rad hat
 zwei „brede Speken“ (20)
 und zwei „runde“, die
 kreuzweis durch den
 Naben (3, 6) gehen.

„Die runden Speichen gehen durch die breiten durch.“ An jenem von mir
 gesehenen Pflug scheinen die Speichen anders gewesen zu sein. Das Jierholt
 (4). Der Kräft oder der Tocht (5) besteht aus einem Holz mit Eisen, durch
 das der Tochnöl (5) geht. Durch den Tochnagel wird der Ring gehalten,
 an dem das Jeschirr sitzt. Denn mit dem Ring wird eingehängt das Je-
 hängsel mit dem Otsched, woran die Stränge kommen, wenn angesträngt

wird. Durch den Kräft geht außerdem der Schleppäl, „daß der Tocht vorn nicht auf der Erde geht“. Hinten in der Plochbusse (5) wird der Kräft durch Kiele festgehalten. Jener Bauer meinte: „Kräft ist das alte plattdeutsche Wort, Tocht bischen mehr hochdeutsch“. Platt sind freilich beide Worte. Die Plochwelle (6) ist von Eisen und wird in der Nabe festgekiele durch Keile, die vorn in den Naben hineingeschlagen werden. Dadurch sitzt das Rad fest auf der Welle und dreht sich mit ihr. Die Kiele, als Vorrat zum Gebrauch, wurden eingesteckt in ein Holz bei 7, um festzukeilen und um den Pflug zu stellen. Eine eiserne Kramme bei 8; hier kam der Hamma hinein, mit dem man die hölzernen Keile los- oder festschlug: Der (?) Sälband, ein eisernes Band, woran die Kette befestigt ist, die den Hinterpflug, und zwar am Plochbalken, festhält (9). Ein starker Holzplock (10) im Jierholt, der den Pflugbalken auf dem Jierholt festhält, und zwar lag der Pflugbalken immer links vom Plock. In dem Jierholt (bei 11) sind Löcher. Hier wurden starke Keile hineingeschlagen, um den Pflug zu stellen. Wurde durch Keile das Jierholt mehr nach links gestellt, so hieß das jier, wenn nach rechts nippe. Man sagte: „Der Pflug geht jier“ oder „nippe“. „Jier macht jroten Schlunk, brede Färe“. Wenn er nippe geht, kleine schmale Fahre; jier und nippe stellen. Je ein eisernes starkes Band (12) als Beschlag, um die Busse zusammenzuhalten.

— Am Hintaploch ist der Stär (13); der Balken (14). Die Jriekschede (15) sitzt unten fest im Höft (16), oben im Balken. „An die Jriekschede kommt det Stückholt ran.“ Die Anlõ (Anlage) ist links ein Beschlag von Eisen, auf der Außenseite des Höft, die Sohle, „die in der Erde lang geht, damit das Höft geschont wird.“ Die Rüstaschene (18); die Plochplatte (19). Schar war nicht beim alten Pflug. Der Kolter fehlte bei dem in Rede stehenden Pflug, war früher beim Spitzploch und saß im Plochbalken. Früher hatte man den hölzernen Spitzploch, dann kam der kleine Plattenploch auf, dann der jetzige Plattenploch. Der Tengelnõl (Nagel) hackte früher im Plochbalken, da waren Löcher. Bei diesem Pflug war eine eiserne Leiste mit Kerben (17). In eine der Kerben kommt der Ring mit der Kette vom Sälband. „Früher“, sagten mir alte Bauern, „wurde immer gekeilt“, und es war so. Auch die Wagen wurden gekeilt. Die Wagenräder waren ganz von Holz, die Axe eine eiserne Welle. Vormals hatten sie auch Puffräda, „damit konnten sie im Winter bei Schnee nicht fahren, weil der Schnee ballte“ (Neumark). Sogar in die Götterwelt spielt das Verkeilen hinein. Als Frau Holle in ihrem Wagen durch das Land fuhr, begegnete ihr ein Bauer, der eine Axt bei sich trug. Sie bat ihn, daß er ihr den Wagen verkeilen möchte, was sie ihm dann reichlich mit Gold lohnte. Die meisten der heutigen Leser werden kaum wissen, um was es sich dabei handelte. Jemand mit dem Hakenpflug (gotisch hoha=Pflug) Land abpflügen, hieß abhaken. In Groß-Woltersdorf im Ruppinschen, wie K. Eduard Haase berichtet, hatte ein Bauer immer im Frühjahr über den Ackerrain hinausgehakt und fand zur Strafe im Grabe keine Ruhe. Oft hörten die Leute, wenn sie abends ihre Herden von der Weide heimtrieben, hoch in den Lüften seinen Klageruf: „Afhakt! afhakt!“ der, wie ich hinzusetze, an den Ruf der wilden Gänse anklingt, wenn sie ziehen.

Benennungen am (liegenden) Spinnrad (1840—1850): die Drifft, der Knecht, der Trett, die drei Beene, die zwei Beene tu die Drifft, die zwei Spinnhöltere, bewirken eingesteckt in die zwei Beine, daß das Rad nicht „rup und raff“ geht; die acht Jumfan (Speken) im Rad. Altes Rätsel: „Et danssen acht Jumfan in enen Kretz. „Wat is det?“ Antwort: „De acht Jumfan an de Drifft.“ Die Banke, die Mutta, det Jestelle, die zwei Stieleken, die Spule, liegt zwischen den Stieleken auf der Spille. Das Flüchtentüch, der (Spinnrad-) Arm, der Küzel, der Schpenda, durch den gespannt wird; der Werl, der Tunknapp, mit etwas Wasser darin, um den Spinnfaden zu nässen, „mettet Mul jriep et tu sehre an“.

W. v. Schulenburg.

Vorgeschichtliche Fundstätte. In Selbelang (Kreis Westhavelland) sind wiederholt vorgeschichtliche Gefäße ausgegraben worden auf einem Stück Land, das südlich vom neuen Kirchhof gelegen ist. Der älteste Kirchhof befand sich weiter von hier entfernt, unmittelbar an der Kirche. Eine Anzahl Grabsteine, Sandsteinplatten, einzelne wohl noch aus der Ritterzeit, sind erhalten geblieben. Selbelang hatte, wie manche anderen Dörfer, mehrere und zwar drei Rittersitze. Die Wohnhäuser dieser ritterbürtigen Geschlechter sind noch erhalten. Mit gütiger Erlaubnis und Unterstützung des Herrn Rittergutsbesizers von Erxleben nahmen wir, Herr General von Werder und ich, in den letzten Tagen des Mai (1908) dort Ausgrabungen vor, fanden auch zwei Gräber, aber die Gefäße waren zerdrückt. In dem einen Grabe stand eine Totenurne mit zwei Henkeln, in dem zweiten ein ebensolches Gefäß mit Öhren und nur mit Erde gefüllt, aber sorgfältig mit Scherben verdeckt, innen eine Schale. Vor diesem Gefäß lag als Ballen frei in der Erde der Leichenbrand, soviel sichtbar ohne jeden Scherben. Die Gefäße waren mit einigen handgroßen Steinen umstellt, eine früher gefundene Urne mit einer Schüssel oder Stülpe überdeckt. Beigaben wurden keine von uns gefunden.

An der Kirche von Selbelang sieht man auf der Nord- und Südseite einige Näpfchen älterer Zeit, ebenso im nahen Dorfe Retzow an der Kirche gleiche Näpfchen und viele sehr ausgewetzte Rillen. Diese Kirche in R. mit ihrem alten Kirchhof, und das alte Pfarrhaus, efeuumsponnen und mit verzogenen Balken, eine schöne alte Linde davor, wirkten sehr stimmungsvoll und sind von echt märkischer Dorfschönheit.

W. v. Schulenburg.

Für die Redaktion: Dr. Eduard Zache, Cüstriner Platz 9. — Die Einsender haben den sachlichen Inhalt ihrer Mitteilungen zu vertreten.

Druck von P. Stankiewicz' Buchruckerei, Berlin, Bernburgerstrasse 14.